



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus der Nähe und Ferne. I. : Die Schweiz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bilder aus der Nähe und Ferne.

I.

Die Schweiz.

Wir gedenken unter dieser Ueberschrift eine Reihe neu erschienener Schriften zu skizziren, die uns politische und soziale Zustände bestimmter Völker unserer Zeit veranschaulichen.

Derartige objective Darstellungen thun uns Noth, um uns den Irrgängen eines nebelhaften, unbestimmten Idealismus zu entwinden, der um so dreister in seinen Forderungen ist, je unklarer er sich selber findet. —

Wir beginnen mit einem kleinen aber inhaltvollen Aufsatz aus A. Ruge's politischen Bildern:

„Politische Briefe über die Schweiz,“ von Junius, dem Verfasser der „Neuen Politik.“

Wir vermuthen in demselben einen Mann, der sein Leben lang mit edler Begeisterung für die Freiheit gewirkt und gelitten, der endlich das Heil der Menschen an die republikanischen Formen, unter denen er Schutz gefunden, geknüpft hat. So sehr wir die Berechtigung dieser Ansicht, so sehr wir den Geist anerkennen, mit dem er sie in diesem Aufsatz an gegebenen Zuständen entwickelt und gerechtfertigt hat, so muß er uns doch erlauben, von unserm Standpunkt aus ihm in vielen Punkten zu widersprechen. Wir können nämlich den wahren Fortschritt, der der Menschheit zu Gute kommt, nur in der verfassungsmäßigen Entwicklung der Großstaaten suchen.

Das gegebene Material ist sehr beachtenswerth, und die Ausstellungen, die ich zu machen habe, beziehen sich nur auf Einzelnes. Einmal nämlich finde ich den deutschen Idealismus, oder wie ich es lieber nennen möchte, Schematismus, gegen den der Verfasser fortwährend polemisirt, doch gar zu sehr in seiner eignen Darstellung wieder; dann läßt sich nicht verkennen, daß der Verf. durch seinen Standpunkt öfters verleitet wird, aus localen Interessen welthistorische zu machen. Das würde an sich nichts schaden, denn wir wollen ja ein Bild, keine Kritik; nur daß hin und wieder die Färbung des Bildes darunter leidet.

Zuerst werden die Gründe angeführt, weshalb andere Völker wenig Interesse für die politischen Zustände der Schweiz zeigen: die Deutschen, weil sie dort zu wenig theoretischen Idealismus, die Franzosen, weil sie zu wenig praktischen Idealismus, die Engländer, weil sie keine Spur von high life daselbst finden.

Wenn der Verf. die sittlichen Zustände der Schweiz unendlich viel interessanter findet als ihre Berge, so mag er das mit seinem Geschmack ausmachen; wenn er aber von einem Amerikaner erzählt, dieser habe gemeint, man sehe es doch gleich an der größern Bildung der Bewohner, daß man sich auf dem Gebiete einer Republik befinde, so muß ich wenigstens glauben, dieser Yankee habe von der Bildung einen eben so einseitigen Begriff, nur in anderer Art, wie die Berliner Dilettanten, welche die Bildung nach der Empfänglichkeit für die Beinschwingungen einer berühmten Tänzerin abmessen.

Dann werden die localen Gründe, welche die Abneigung der Schweizer gegen die Deutschen motiviren, sehr klar und befriedigend auseinandergesetzt, und wir nehmen die beiden Geständnisse des Verfassers: „Der schweizer Liberale thut grimmiger als er ist; man erschöpft alle Mittel, sich auf eine unschädliche Weise zu imponiren,“ und „der Deutsche kennt in der Regel keine Rücksicht, und meint es mit der Partei, zu der er sich hält, viel ehrlicher als sie es wünscht,“ utiliter an.

Wenn nun der Schweizer fortfährt: „Die Schweiz ist in der alten Welt (Europa) politisch am weitesten und rivalisirt in dem, was seit Plato und Aristoteles der Philosoph Politik genannt hat, nur mit Amerika; für die alte Welt ist sie das Barometer der Schwankungen in dem großen Umgestaltungsprozeß des öffentlichen Lebens,“ so empfehlen wir ihm, einmal ohne republikanische Vorurtheile sich z. B. in England und Frankreich umzusehen, ob da nicht Dinge passiren, die denn doch die Intriguen der schweizer Spießbürger, wie er selber sie schildert, hinter sich lassen.

„Nur in der Schweiz, so motivirt er dieses Urtheil, hat der Umwandelungsprozeß auf die neueste Zeit herab die Republik gebracht; denn nur hier hat er die Form einer Emanzipation der Gemeinde angenommen. Hier mußte der Punkt sein, von welchem das Prinzip der modernen Politik, das der freien Assoziation nach vernünftigen Zwecken, und damit (?) die Emanzipation der Politik von den Fesseln der Religion ausgehen mußte.“ (War etwa der Staat Friedrich des Großen ein religiöser?) „Die Schweiz ist der Repräsentant des Uebergangsprozesses aus der zweiten Culturform in eine noch im Werden begriffene dritte, eines Uebergangsprozesses, den sie allein normal darstellt.“ O deutscher Idealist!

Um diesen allein normalen Prozeß rein sich entwickeln zu lassen, hätte der Verfasser nicht übel Lust, eine chinesische Mauer um die schweizer Berge aufzurichten, wenn diese Lust nicht durch sein Gewissen paralysirt würde. Er beschwert sich über die Schweizer, die in Berlin studiren. „Sie möchten also Ihren jungen Leuten den Besuch unserer Universitäten verbieten?“ „Die Maßregel würde etwas für sich haben, obschon die Freiheit niemals ungestraft sich selbst untren wird.“

Die historische Skizze von den schweizer Bewegungen seit 1798 ist sehr instructiv, und wir erhalten ein anschauliches Bild von dem politischen Treiben, welches sich in der mannigfaltigsten Tendenz in diesem kleinen, aber energischen Gemeinwesen durchkreuzt.

Auf die Aufsechtungen der Repräsentativverfassung wollen wir nicht weiter eingehen, eben so wenig wollen wir rechten mit dem Verf., wenn er die von einem Ausländer der Schweiz aufgedrungene Verfassung für die bestmögliche erklärt, wenn er in Napoleon die Kunst findet, ein freies Gemeinwesen zu organisiren, wenn er also glaubt, man könne einem Volk die Freiheit schenken, und wenn er dieses freigelassene Volk der alten Welt als Muster entgegenstellt.

Als Ziel der neuen Bewegungen in der Schweiz stellt er dar: „Bekämpfung und allmälige Vernichtung des Repräsentativsystems, an dessen Stelle sich die einen neuen Organismus suchende wahre Demokratie zu setzen strebt.“ Von diesem Standpunkt aus werden dann auch die verschiedenen Parteien klassifizirt, und überall ist das Bestreben unverkennbar, in die Verwicklung individueller, local-politischer Interessen ein allgemeines welthistorisches Moment zu legen. Näher spezialisirt wird jene Tendenz durch das Verlangen einer Verathung aller Gesetze in den Gemeindeversammlungen, einer Jury und der Wahl der Räthe durch das Volk. Schließlich werden die Züge der Freischaaren ihren Motiven und ihrem Ausgange nach erklärt.

Jedenfalls wird das Verständniß der schweizer Ereignisse durch diesen Aufsatz um ein Wesentliches gefördert werden.

Eine Ergänzung findet er in dem folgenden Aufsatz, die Verfassungsänderung im Canton Bern, der zuerst die Verfassung von 1831 darstellt, dann die Volksbewegung von 1845, die durch die Jesuitenfrage und die Freischaarenzüge angeregt wurde und endlich die Verfassung von 1846. Hier haben wir das Detail zu jenen allgemeinen Formen. Wenn nur in diesen politischen Darstellungen nicht immer einzelne, gemachte Kategorien den gesunden Blick des Politikers verwirren! Seit L. Blanc werden unsre Radicale unablässig durch das Gespenst der Bourgeoise verfolgt, diesem

dunkeln Ausdruck, der ungefähr dasjenige bezeichnet, was man sonst den gebildeten Mittelstand nannte. Alles Greuliche, was die Phantasie nur irgend erträumen kann, wird dieser Kategorie aufgebürdet. Man höre: „Von den Regierungsräthen waren die meisten reine Nullen — die Bourgeoisie ist ja durchweg so beschränkt!“ Ferner. „Die Bourgeoisie begrüßte diese Nachricht mit einem Jubel, dessen nur so ein Bourgeois, ein herzloses, entartetes Subject fähig ist.“ Wie ist es möglich, Geschichte zu schreiben, wenn man den Kopf voll hat von solchen Schreckbildern!

Wir kommen nun auf ein größeres angelegtes Werk:

Die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen von Th. Mügge.
3 Bde. Hannover 1847. Kius.

Schon die äußere Form dieser Schrift schließt natürlich alles Systematische aus. Von einer zusammenhängenden politischen Schilderung der Schweiz und ihrer Zustände ist nicht die Rede; eben so wenig von der pikanten poetisch-phantastischen Subjectivität, wie sie seit Heine's Reisebildern in derartigen Darstellungen Sitte oder Manier war. Die Schilderung schmeckt weder nach dem statistischen Bureau, noch nach dem jungen Deutschland. Wir finden uns vielmehr auf bekanntem, naturwüchsigem Boden. Wer kennt nicht jene Reisebeschreibungen aus den Zeiten Nicolai's und Vertuch's, zöpsigen Angedenkens, wenigstens von Hörensagen! Der Reisebeschreiber kommt in ein Wirthshaus, die Gespräche werden geschildert, das Bier, der Kaffee, der Preiscurant; er sieht sich die Stadt an: so sehen die Häuser aus, so die Kirchen, so pflegen die Menschen auf der Straße zu gehen; das Straßenpflaster; Bildergalerie; was spricht die Stadt vom Magistrat? Steuerwesen; wann wurde die Stadt gegründet? kurze Geschichte; merkwürdige Männer die dort geboren sind; Umgegend; Posteneinrichtung; einiges gegen den Obscurantismus u. s. w. Damit soll Herrn Mügge durchaus kein Vorwurf gemacht werden, als ob er auch noch ein Epigone der Popszeit sei; er kann sich rühmen, in dem elegantesten aller Feuilletonisten, dem Ritter sämmtlicher Fez-Marokkanischen Orden, dem Freunde des Herzogs v. Montpensier, dem großen Marquis de la Pailleterie, einen fruchbaren Collegen und Nebenbuhler zu haben, nur daß der Franzose sich's überall leichter macht, und aus irgend einem Schulcompendium abschreibt, was die deutsche Gründlichkeit sich wenigstens einigermaßen selbst ansehen zu müssen glaubt. In Saucen ist die pariser Küche freilich pikant.

Die Gastwirthin der Schweiz, ihre Conspiration gegen die Fremden, ihr schlechter Kaffee und ihre unsubstantiellen Speisen eröffnen die Scene; dar-

auf wird die Münzverwirrung analysirt und auf ihre ersten Gründe zurückgeführt. Von den Bazen geht es auf die Galerie des Schlosses Laufen, wo man „eingehüllt in die Tropfenschauer der leuchtenden, blitzenden Wassermassen, die schweren, gediegenen, schaumzerpeitschenden Bogen an sich nieder sinken sieht; wo das Auge sich in das ewige Wallen und Kommen festbohrt u. s. w.“ Folgt eine Apologie der Schweizer Verfassung. „Gewöhnlich meint man, daß dieselbe Sprache das gemeinsame Bindemittel sein müsse; daß von einem Vaterlande in seiner vollen Bedeutung da nicht die Rede sein könne, wo man in den verschiedenen Staatstheilen sich nicht verstehe; allein die Schweiz beweist, daß man sich irrt. Nicht die gleiche Sprache gehört dazu, sondern eine Uebereinstimmung der Interessen zum gleichen Zweck, und wenigstens in neuester Zeit, wo das Volk mehr und mehr zu seinem Rechte und zur Herrschaft gelangte, knüpfte sich das Bündniß moralisch fester im Bewußtsein der Schweizer, welche trotz aller Händel und Spaltungen ihr gemeinsames Vaterland innig lieben.“ — „In der Schweiz herrscht das naturwüchsiges Element in seiner ganzen Reinheit vor. Es sind hier zu große Unterschiede zu überwinden, und doch liegen alle Fäden der gesellschaftlichen Zustände sich weit näher, als irgendwo in Europa.“ „Allein Waadt, und gegenwärtig Bern, haben in Folge ihrer Umwälzungen das Beispiel gegeben, daß man den alten Weg der historischen Entwicklungen verlassen, die mittelalterlichen Einrichtungen auflösen, und einen modernen Staat der Volksfreiheit und Gleichheit nach den Ideen der Vernunft darstellen kann. — Als 1830 in vielen Kantonen der Unwille des gebildeten und einsichtsvollen Theils der Bürger die Junkerwirtschaft niederwarf, gingen die errungenen Freiheiten weiter, als Viele wollten; denn sie dehnten sich in den größten und mächtigsten der schweizerischen Freistaaten über die Städte hinaus, auch auf das Landvolk aus. Diese Ausdehnung der Freiheit können die Stadtbürger an vielen Orten noch nicht vergessen und verschmerzen. Der alte Topf steckt noch gar zu fest an ihren Köpfen, sie mögen sich wenden wie sie wollen. Mit dem radicalen Umschwung der Dinge verbinden sich aber alle feurigen Köpfe; es verbindet sich damit ein großer Theil der Jugend; viele Männer von Talent, die durch Studien und Rechtsgefühl oder durch Ehrgeiz und Gesinnungsmuth dazu getrieben werden, sich in den Streit zu mischen; endlich ein bedeutender Theil der Mittelklassen und das Landvolk selbst, das, aufgewacht aus dem langen Schlaf, sehr wohl weiß, um was es sich handelt, und seinen alten Haß gegen die Städte, gegen die Herren, häufig ebensowenig vergessen hat, wie seine alte Demuth und Unterthänigkeit. Diese Partei des Fortschritts, der Um-

wälzung und der republikanischen Gleichheit strebt nach Vernichtung der Vorrechte und der alten Zopfzeit, nach Umgestaltung des Föderativsystems und der Bundesacte von 1813. Diese junge Partei, welche in zahllosen Volksfesten und Vereinen ihren Mittelpunkt sucht, findet jedoch mächtige Gegner. Sie findet im Innern die alte Aristokratie der Familien, die Aristokratie des Geldes, die mächtige Priesterschaft und deren in den katholischen Kantonen so einflußreiche gefährliche Feindschaft, sie findet die alte Stadtbürgerschaft, und auf dem Lande viele der größten Besther, wie überhaupt alle diejenigen, welche bei Aenderungen etwas aufzugeben haben. Die Masse der Industriellen, die Masse der Wohlhabenden und Reichen wird nie geneigt sein, in ihrer Majorität einer Bewegungspartei anzugehören, und schon aus Hochmuth werden Viele sich zu den Widerstrebenden halten, wenn es darauf ankommt, den Armen gleiche staatsbürgerliche Rechte zuzusprechen. Ueberdies aber haben die bewegenden Elemente in der Schweiz einen sehr großen und zähen Widerstand in der Sinnesart der Schweizer selbst zu bekämpfen, die so fest am Alten und Hergebrachten kleben, wie selten ein anderes Volk. In der einsamen Stellung des schweizerischen Volkslebens, das so wenig Theil genommen hat an den Schicksalen Europa's, in den jahrhundertlangen Föderativverhältnissen, an denen sich so wenig änderte, bis eine neue Zeit jäh hereinbrach, in den Trennungen der Gesellschaft, dem kastenartigen Bürgerthum der Städte, den verknöcherten Vorurtheilen, den Zünften, den Familienverbindungen und den historisch tiefbegründeten und fest verwachsenen Gewohnheiten liegt eine Macht des Widerstandes, die ungemein schwer zu überwältigen ist und zu den heftigsten Kämpfen und gewaltsamsten Thaten führen muß.“ —

„Was in der Monarchie Anarchie wäre, ist in der Republik keineswegs dasselbe; ja man kann sagen, daß eine gewisse Anarchie eine nothwendige Ingredienz der Republik sei. Denn was in der Monarchie auflösend wirkt, das kräftigt in der Republik den Bürgersinn und die Freiheit des Republikaners, dessen Heil in der Bewegung und in der Anerkennung des Willens der Volksmajorität ruht. Darum ist es auch größtentheils wüßtes Geschrei der Volksgegner, wenn sie den ruhig erzogenen Leuten Abscheu gegen die ewigen Unruhen und Kämpfe der Republiken einzusößen suchen. Die Leute dort leben meist viel glücklicher, und im Ganzen genommen ruhiger und sicherer, als in vielen Monarchien. Sie zahlen nur, was nöthig ist, zur Staatserhaltung, machen sich ihre Gesetze, und die Unruhe der Parteien, selbst der Sturz der einen oder andern, bringt meist nur die Häupter und Leiter hinauf oder hinunter, ohne das Eigenthum anzutasten, ohne Industrie

und Handel zu stören, ohne die Gefängnisse zu füllen, ohne Hochverathsprozesse, freilich aber zuweilen unter offenem Kampfe und mit dem Blute der Unterliegenden und der Ueberwinder besiegelt. Nur da, wo Junker und Priester eine rohe, abergläubische Volksklasse zu fanatisiren verstanden, hat der Parteihaß erbarmungslos gewüthet, und ist um so entseßlicher aufgetreten, je roher die verführten Menschen waren.“

Speziell geht der Verfasser, seiner Tour folgend, zuerst auf die Verfassung des Canton Schaffhausen ein. „Unglücklich und bedrückt waren die Bewohner dieses Cantons durch ihre gnädigen Herren nicht, so konnten diese nach 1830 auch leichter dem Wunsch nach einer Verfassungsumbildung nachgeben, denn sie durften hoffen, daß ihr überwiegender Einfluß doch darum nicht gebrochen würde. Und so ist es wirklich auch gekommen. Die Aristokraten haben mit Hülfe ihres Geldes- und Güterbesitzes, mit Hülfe ihres Einflusses auf die zwölf Zünfte und Gesellschaften, mit Hülfe der Indifferenz des Landvolkes und mit Hülfe der priesterlichen Bundesgenossen, nach wie vor, die Regierung in Händen. Sie besitzen die Majorität im großen Rath, besetzen die Stellen der Bürgermeister und deren Beamten mit Stadtkuntern und deren Angehörigen, geben sich nicht große Mühe mit Rechnungsablegungen, ändern in Gesezen und Einrichtungen, was ihnen schicklich dünkt und hüten sich etwas zu thun, was materiell verletzen und das Volk unzufrieden machen könnte.“ — Darauf kommen die religiösen Wirren an die Reihe. Es wird gezeigt, wie nach Verdrängung Hurter's, des Katholiken, der Pietismus an's Ruder kam. „Dieser moderne Pietismus verfolgt den Plan, das Volk in Abhängigkeit zu halten, freidenkende und gebildete Männer, namentlich die Juristen, zu verdächtigen und zu verdrängen, mit großer Consequenz. Die Geistlichkeit befindet sich wohl dabei, denn sie drängt sich nach Aemtern und Würden, beherrscht den Stadtrath und hat bedeutenden politischen Einfluß.“ Ueber das Einzelne in der Gemeindeverfassung wird viel Belehrendes gesagt, die Volksfeste anmuthig geschildert, mit einem der Sache angemessenen Wohlwollen. „Es ist mit solchen Festen eine ganz andere Sache in einem Lande, wo der Mensch sich seines Rechts bewußt ist und seine männliche Ueberzeugung nicht zu bemänteln braucht, als da, wo jedes freie Wort zu einem der modernen Hexenprozesse unserer Zeit Anlaß gibt und man stets fürchten muß, als Verbrecher behandelt zu werden.“ „Es liegt in den Schweizern, trotz all' ihrer sonstigen Rüchternheit und Kälte, ein entschiedener Hang zum Schwärmen für die gute alte Zeit, deren Erinnerungen in tausend Bruchstücken und Bezen auch noch immer ihre heutige Existenz einwickeln, und bei solchen

festlichen Gelegenheiten macht sich der innere Drang Luft, sollte es auch nur in Aeußerlichkeiten sein.“

Von Schaffhausen geht es nach Zürich, dem geistigen Mittelpunkt der Schweiz. Eine historische Skizze veranschaulicht uns den Organismus der politischen Verhältnisse. Am Gelungensten ist die Einwirkung der französischen Revolution dargestellt, eine wesentliche Umgestaltung der Bundesverfassung stellt sich als nothwendige Bedingung jedes großartigen Fortschritts heraus. „Im Jahre 1831 begannen die beiden großen Parteien in der Schweiz schnell wieder zu zerfallen. Die neuen Regierungen wurden von einer Mischung von gemäßigten Aristokraten und gemäßigten Liberalen in Besitz genommen, denen gegenüber sich die abgesetzten Inhaber des alten Regiments und deren Anhänger, wie auch diejenigen gruppirten, nach deren Meinung nicht genug geschehen war. So entstand an den meisten Orten ein Justemilien voller Halbheit und Schwäche, das in seinen Reihen eine gute Zahl schlauer Emporkömmlinge zählte, welche nach Stellen, Aemtern und Würden jagten und sich diese durch ihre Kunstgriffe zu sichern suchten. Mit ihnen verbanden sich redliche Männer, welchen vor den Folgen ihrer eignen Werke bange wurde. Sie hatten das Volk geweckt, hatten ihm Rechte zugesprochen und erschrecken nun über die Consequenzen derselben. Man hatte genug an den errungenen Fortschritten und wollte wenigstens nicht weiter, nicht etwa dem eigentlichen Volk die Herrschaft überliefern; und dazu half in diesen kleinen Republiken, trotz aller unruhigen Bewegungen der Zeiten, die Scheu des Volkes vor dem Bestehenden, die alte Ehrfurcht des Bauern vor dem Herrn, der Jacke und Mütze vor dem Rock und Hut, der tiefe Respekt vor dem Gelde und der Stadt. Aus den Händen der regierenden Familien, der Zünfte und Stadtbürger hatte man die Regierung in die der Cantonsbürger gelegt, ohne einen Wahlcensus einzusetzen oder sonst einen Unterschied zu machen. Jetzt galt es, trotz dieser wahrhaft republikanischen Freiheit, das Uebergewicht der Masse abzuwehren, das Ansehen der Geld- und Besitzaristokratie zu erhalten, und wenn man sich so ausdrücken darf, die Herrschaft des Spießbürgerthums, oder die Herrschaft der Advocaten, Aerzte, Kaufleute und Grundeigenthümer, d. h. die Herrschaft der angesehenen Leute zu sichern. Aus diesen Rücksichten entsprang die Schwäche und alle Inconsequenzen der liberalen Partei. Als der erste Schreck vorüber war, erholten sich die alten Aristokraten und bildeten, von Basel's Beispiel belebt, gestützt auf die Häuptlinge des Gebirges und unterstützt von den Priestern, eine starre Opposition. Sie besaßen Geld, um Zeitungen nach ihrem Sinne zu gründen und zu erhalten; besaßen Freunde und Vertraute

in den ausländischen Cabineten, besaßen Anhänger im Lande selbst, die ihnen dienten. So begannen sie ihre Verdächtigungen und Verleumdungen, ein Lügensystem, zu dem die Luzerner Jesuitenpartei sich mit den Häuptern und Priestern mancher protestantischen Cantone verband. Denn während die Römlinge das Landvolk der katholischen Cantone, oder wo gemischte Bevölkerung wohnte, zum Haß ihrer Regierungen fanatisirten, war der Pietismus in Basel, Schaffhausen und Zürich nicht weniger geschäftig für dasselbe Ziel. Dort erscholl das Geschrei, die heilige katholische Kirche sei in Gefahr, von einer Rotte Gottesleugner geschändet zu werden, hier predigte man dem Volke nichts weniger, als daß Atheisten, Menschen ohne Glauben und Treue, dem Volke den Gott seiner Väter entreißen und ein Babel und Sodom aus der Schweiz machen wollten. Protestantische Pfarrer stellten sich an die Spitze frommer Vereine, überall war es der gleiche Zweck, die Regierungen zu stürzen. Radikal oder atheistisch wurden gleichbedeutend, und die Baseler Zeitung oder der Correspondent von Schaffhausen bekämpften sich zu denselben Grundsätzen des Absolutismus und Jesuitismus, wie die katholische Kirchenzeitung von Bern oder der Waldstädter Bote in Schwyz. Gegen all diese Anfechtungen und Feinde kämpften die Vereine der Patrioten und ihre öffentlichen Organe unablässig, indem sie zugleich das zagende Juste-milieu der Regierungen vorwärts zu treiben suchten u. s. w.“

Man sieht, daß eine Masse instructiven zugleich und anmuthigen Materials in dieser Schrift zu finden ist. So geht es in angenehmem Wechsel von einem Canton zum Andern, vom Politischen zum Sozialen, von der Genre-malerei zum historischen Gemälde. Eine leichte, gefällige Darstellungsgabe erleichtert das Interesse noch mehr. Man wird nicht gespannt, aber stets unterhalten und belehrt.

Der Raum verbietet uns, viel mehr herauszuheben, die Auswahl ist schwer und eine Analyse des Werkes bei dem springenden Gange desselben unmöglich. Eins noch will ich anführen, die Schilderung der Presse.

„Die Presse in der Schweiz bietet allerdings größtentheils ein Bild wüster Klopffechtere dar, an dem wenig Erquickliches zu schauen ist, denn namentlich in der deutschen Schweiz ist die Tagespresse der Tummelplatz aller der großen und kleinen Bosheiten und Intriguen, mit denen die Parteien sich anfallen. Wenn die Sprache und die Haltung der Presse die Bildungszustände eines Volkes ausdrücken, so ist die Schweiz einer üblen Beurtheilung ausgefetzt; vieles liegt jedoch in den Verhältnissen, denn der größte Theil der zahlreichen kleinen Schweizerblätter ist für einfache Bürger und Landleute berechnet, welche verständliche, kurze, derbe und scharfe Ausdrücke

lieben. Große Städte und Leute von feiner Weltpositur in Sitten und Gewohnheiten hat die Schweiz nicht viele; andererseits aber sind die Tagesblätter meist Buchdrucker speculationen. Von einer ordentlichen Redaction ist dabei nicht die Rede, von guten Besoldungen noch weniger. Der Buchdrucker schreibt selbst oder es finden sich gute Freunde, welche sich vernehmen lassen wollen. Man dient einer Partei, und diese unterstützt unentgeltlich das Blatt mit Aufsätzen. Schriftsteller, Publicisten und Journalisten, welche von der Tagespresse leben wollen, finden sich in der Schweiz kaum ein Paar, und selbst die bedeutendsten Parteiorgane bestehen größtentheils dadurch, daß sie von der Partei gehalten und erhalten werden. Hier schreiben Regierungsräthe und Bürgermeister, Schultheiße und Präsidenten; dort Alt-Bürgermeister, Alt-Regierungsräthe und wer sonst zu den Gegnern gehört. Die einflußreichsten Männer suchen sich ihre Organe, stiften auch wohl selbst ein solches und regen ihre Freunde zur Theilnahme an; allein selten kommt viel Talent zusammen. Die Verhältnisse sind gar zu klein. Es erscheint Hans und Kunz und macht sich breit. Es wird gestritten und geschimpft, die kleinlichsten Anfeindungen und Lügen ohne Zahl werden ausgestreut und gewöhnlich kommt es auf Persönlichkeiten hinaus.“ — „Die Schweiz ist für eine bedeutsame Presse zu klein, zu zersplittert, zu verschiedenartig in Natur und Sitten, in Bildung ihrer Bewohner und aller ihrer Culturzustände. Für uns, und für das Ausland überhaupt, ist die schweizerische Journalistik von gar keiner Bedeutung. Wir können höchstens daraus sehen, was geschieht, lernen läßt sich gar wenig. Artikel voll gründlichem Wissen und gründlichen Untersuchungen, Aufsätze voll Geist und Ideentiefe, welche sich mit den Zuständen des Landes oder gar der Menschheit beschäftigten, kommen selten oder nie vor. Keine allgemeinen Fragen werden darin abgehandelt; es ist immer die Partei und der liebe Canton, welcher darin seine Rolle spielt. Nebenher kommen dann die 24 andern Cantone, und eben diese Presse zeigt es deutlich, wie die Schweizer so tief in ihrem Cantönchenwesen stecken, daß die übrige Welt versinken und verrotten könnte, wenn — sie nicht zufällig Baumwollen- und Seidenwaaren nebst andern Dingen fabrizirten, welche das Ausland kaufen soll.“

Noch eins, die Schilderung der Tagssagung. „Die Gesandten der Cantone müssen vorschriftsmäßig im Frack mit Degen und aufgeschlagenem Hut erscheinen. Der Präsident ertheilt das Wort über die zu verhandelnden Fragen der Reihe nach. Jeder Gesandte spricht von seinem Plaze, indem er aufsteht; zuletzt wird die Umfrage gehalten, ob Jemand noch etwas zu bemerken hat, dann folgt die Abstimmung durch Handaufheben. Jeder

Gefandte hat Schreibzeug vor sich und eine große Mappe mit Papieren. Die Herren lesen Zeitungen, unterhalten sich, empfangen Briefe, beantworten diese und scheinen in den meisten Fällen den Vorträgen wenig Aufmerksamkeit zu widmen, was auch eigentlich nicht nöthig ist, denn wie jeder stimmen soll, weiß er aus seiner Instruction. Ein Mustern der Parteien, ein Hin- und Herreißen der Meinung durch Beredsamkeit und überwältigende Geistesgaben, oder Combinationen über den Ausgang einer Frage, Intriguen und Uebersetzungen können hier nicht stattfinden. Im Ganzen sind es nur 25 Abgeordnete, oder wenn man die zweiten Gefandten zurechnet, 50, denen streng vorgeschrieben ist, was sie thun sollen und sagen müssen; auch weiß Jeder vorher, wie der Andere sich benehmen wird; Niemand ist selbstständig hier. In den ruhigen friedlichen Zeiten, wo die Herrschaft der regierenden Herren unangetastet war, hatte die Tagsatzung nicht das geringste Interesse für den Fremden. Die kleinen, häuslichen Verhältnisse waren bald und ganz in der Stille abgethan; die mangelnde Deffentlichkeit war sehr überflüssig; auch jetzt sind die gewöhnlichen Sitzungen, wo Militärgegenstände und dergleichen verhandelt werden, ermüdend langweilig, und nur wenn der Parteienstreit sich hineinmischet, was freilich unverhofft und bei jedem Anlaß geschehen kann, mag dies eine vermehrte Theilnahme erwecken. Im Ganzen aber kommt doch nichts dabei heraus, als daß man ein heftiges Gezänk und eine Fluth von Grobheiten mit anhört, welche sich die ehrenwerthen Herren gegenseitig zuschleudern, was freilich subjectiv anreizend genug ist, in der Sache jedoch nicht das geringste ändert. Alle Fragen sind so tausendfach nach allen Seiten durchgesprochen und die Stärke und Stellung der Parteien so genau bekannt, daß nicht das geringste Neue gesagt wird.“ —

Schon aus diesen Fragmenten wird man sich von der Gesinnung und der Unbefangenheit des Verfassers ein wohlthuendes Bild machen können. Sehr erfreulich ist es, daß er nicht mit seinem Ich kokettirt, wie es seit Heine bei unsern Touristen an der Tagesordnung ist. Seine Schilderung wird weder von aristokratischem Parfüm durchdunstet, noch von der *assa foedita* des Welt Schmerzes gewürzt.

Alles in Allem machen jene Bilder der Schweiz doch auf uns den Eindruck: lehrreich und interessant im Detail, aber ohne erheblichen Einfluß auf die Weltgeschichte.